

Infomix

Auszeichnung für Dissertation zum Thema Bildungserfolg und Migrationshintergrund

Die Psychologin Haliemah Mocevic wird für ihre praxisrelevante Studie zu schulischen Interventionen, die den Bildungserfolg von benachteiligten Jugendlichen erhöhen, mit dem Young Investigators Award der Paris Lodron Universität Salzburg 2021 prämiert

Die Studie verfolgt einen stark lösungsorientierten Ansatz und zeigt auf, dass Lehrpersonen im Schulalltag mit kleinen, gezielten Interventionen einen Beitrag leisten können, um den Bildungserfolg von Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu erhöhen und so bestehende Chancenungleichheiten zwischen SchülerInnen verringern zu können.

Fakt ist, dass SchülerInnen mit Migrationshintergrund deutlich häufiger in geringer qualifizierten Schulzweigen zu finden sind, bei standardisierten Tests durchschnittlich schlechtere Leistungen erbringen und die Schule häufiger ohne Abschluss verlassen als SchülerInnen ohne Migrationshintergrund. Auch wenn die strukturellen Probleme, die dahinterliegen, bereits vielfach erforscht wurden, mangelt es an Lösungsvorschlägen für die Praxis.

Anknüpfend an Forschungen aus dem anglo-amerikanischen Raum, die aufzeigen, dass negative Stereotype gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung wirken können, untersuchte Frau Mocevic als erste Wissenschaftlerin für Österreich in einer empirischen Arbeit, inwieweit SchülerInnen mit kleinen Interventionen, die das Selbstkonzept betreffen, leistungsbeschränkende psychologische Barrieren überwinden können.

In ihrer Studie, die den Titel „Minderheitenzugehörigkeit und Bildungserfolg aus sozialpsychologischer Perspektive“ trägt, untersuchte Haliemah Mocevic rund 500 AHS-SchülerInnen der 9. und 10. Schulstufe in fünf Gymnasien in Österreich. Die SchülerInnen bekamen die Aufgabe, mathematische und sprachliche Aufgaben zu lösen, wobei bei einer Gruppe mittels eines einleitenden Textes Stereotype aktiviert wurden und bei der anderen nicht. Bei der ersten Gruppe wurden demographische Daten wie die Erstsprache oder der Migrationshintergrund vor Beginn der Leistungserhebung abgefragt, während sie bei der Kontrollgruppe erst im Anschluss erhoben wurden. Zusätzlich wurde über die Bearbeitung von Fragebögen eine Identitäts-Intervention durchgeführt – in der einen Gruppe wurde gezielt nur die Identität als MigrantIn angesprochen, während in der anderen Gruppe vielfältige Identitätsmerkmale abgefragt wurden. Zudem wurde auch die Frage untersucht, ob die

Frustration der psychologischen Grundbedürfnisse nach sozialer Eingebundenheit, Kompetenzerleben und Autonomie einen Effekt auf die Leistung hat.

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass sowohl durch den Stereotyp-Effekt als auch durch die Frustration von Grundbedürfnissen Leistungseinbußen bei SchülerInnen mit Migrationshintergrund auftreten. Als nächsten Schritt will Frau Mocevic nun konkrete Handlungsempfehlungen aus ihren Forschungsergebnissen ableiten.

Quelle: Pressemitteilung der Paris Lodron Universität Salzburg vom 05.05.2022, abrufbar unter <https://www.plus.ac.at/kommunikation-und-fundraising/service-fuer-medien/pressemeldungen-2022/psychologin-fuer-loesungsorientierte-studie-zu-bildungserfolg-und-migrationshintergrund-ausgezeichnet/>.

Studie zeigt Tendenzen zu idealisierter Selbstdarstellung im Internet

„Online sind wir gleicher“: Eine Studie der Universität zu Köln zeigt, dass die Unterschiedlichkeit zwischen Menschen online geringer ausgeprägt ist als offline

Eine Gruppe von WissenschaftlerInnen der Kölner Sozial- und Medienpsychologie um den Kölner Psychologen Professor Dr. Dr. Kai Kaspar widmete sich der Erforschung der Frage, in welchen Online-Kontexten Menschen zu einer idealisierten Selbstdarstellung neigen. Sie fanden heraus, dass NutzerInnen besonders ihre psychologischen Eigenschaften im Internet in idealisierter Weise inszenieren, indem dem eigenen virtuellen Abbild idealisierte Attribute zugewiesen werden. Die Arbeit wurde unter dem Titel „Self-representation through avatars in digital environments“ in der Fachzeitschrift *Current Psychology* veröffentlicht.

Für die Studie wurden 568 Personen im Rahmen eines Online-Experimentes zufällig einem von den folgenden sechs Online-Handlungskontexten zugewiesen: Online-Dating-Plattform, kompetitives Online-Gaming, kooperatives Online-Gaming, Social Network mit Freunden, Social Network mit Fremden, Social Network mit Job-Kontakten. Dabei mussten die TeilnehmerInnen physische und demographische sowie psychologische Attribute angeben, einmal für ihr tatsächliches Selbstbild (beruhend auf ihrer Selbsteinschätzung), einmal für ihr ideales Selbstbild (wie sie gerne wären) und einmal für den Online-Avatar (ihr virtuelles Abbild). Die ForscherInnen interessierte dabei besonders

die Frage, ob der Avatar eher basierend auf dem tatsächlichen oder auf dem idealen Selbstbild gestaltet wird.

Bezüglich der physischen und demographischen Eigenschaften gab es bei den meisten StudienteilnehmerInnen nur eine geringe Tendenz, sich als Avatar anders darzustellen als man tatsächlich ist oder als man gerne wäre. Betreffend der psychologischen Eigenschaften zeigte sich jedoch eine deutliche Neigung, dem Avatar idealisierte Attribute zuzuweisen – so gaben sich die InternetnutzerInnen online z.B. als extrovertierter, sozial verträglicher, gewissenhafter oder weniger neurotisch aus, als sie sich tatsächlich selbst einschätzten. Zwischen den sechs verschiedenen Handlungskontexten gab es dabei kaum Unterschiede.

„Die idealisierte Selbstdarstellung via Avatar scheint ein generelles Internet-Phänomen zu sein und sich mehr auf psychologische Eigenschaften als auf Äußerlichkeiten zu beziehen. Dies ist durch die zunehmende Bedeutung der Selbstpräsentation im Internet spannend“, so Daniel Zimmermann, Mitautor der aktuellen Studie. Außerdem scheint es eine Orientierung an sozialen Normen zu geben, weshalb sich die Avatare bezüglich der zugeschriebenen psychologischen Charakteristika ähnlicher sind als die Personen im realen Leben, da die InternetnutzerInnen meist nicht die volle Bandbreite möglicher Avatargestaltungen ausnutzen.

Quelle: Pressemitteilung der Universität zu Köln vom 08.06.2022, abrufbar unter <https://idw-online.de/de/news795206>
Originalstudie einsehbar unter: <https://link.springer.com/article/10.1007/s12144-022-03232-6>.

Studie zeigt den Einfluss von Lebensstilfaktoren hinsichtlich der Vorbeugung einer Erkrankung an Alzheimer-Demenz

Ein gesunder, aktiver Lebensstil lohnt sich nicht nur in Hinblick auf eine gesteigerte Lebenserwartung, sondern trägt auch zur Alzheimer-Prävention bei

Einer Alzheimer-Erkrankung lässt sich effektiv vorbeugen! Dies zeigte eine im British Medical Journal publizierte prospektive Kohortenstudie. Fünf Maßnahmen tragen demnach maßgeblich dazu bei, das persönliche Risiko an einer Alzheimer-Demenz zu erkranken, zu minimieren: gesunde Ernährung, ausreichend Bewegung, kognitives Training, Nichtrauchen und ein gemäßigter Alkoholkonsum.

An der Studie nahmen 2449 Personen im Alter von mindestens 65 Jahren teil, allesamt wohnhaft in Chicago. Bei 339 Personen lag zum Zeitpunkt des Studieneinschlusses eine Alzheimer-Erkrankung vor, bei den restlichen 2110 Personen war diese ausgeschlossen worden. Alle drei Jahre wurden im Zeitraum von 1993 bis 2012 neurokognitive Tests mit den TeilnehmerInnen durchgeführt.

Aus fünf Lebensstilfaktoren wurde ein Score berechnet, wobei die TeilnehmerInnen eine „1“ pro erreichtem Lebensstilfaktor bzw. eine „0“ pro nicht erreichtem Lebensstilfaktor erhielten. Demnach konnten bei der Einhaltung eines optimal gesunden Lebensstils insgesamt fünf Punkte erreicht werden. Die fünf Faktoren waren 1) eine „hirngesunde Ernährung“, 2) eine hohe kognitive Aktivität im Alter, 3) eine hohe körperliche Aktivität, 4) Nichtrauchen und 5) ein geringer Alkoholkonsum.

Die Studie zeigte, dass 65-jährige Frauen, die einen gesunden Lebensstil pflegten, 21,6 Jahre demenzfrei lebten, jene mit ungesundem Lebensstil hingegen nur 17 Jahre. 65-jährige Männer mit einem gesundem Lebensstil hatten noch 21,7 demenzfreie Jahre vor sich, die mit einem ungesundem Lebensstil nur 15,3.

„Die Ergebnisse zeigen eindrücklich, dass man aktiv durch einen gesunden Lebensstil einer Alzheimer-Demenz vorbeugen kann und an Lebenszeit gewinnt, vor allem auch an ‚Demenz-freier‘ Lebenszeit“, erklärt Prof. Dr. Hans Christoph Diener, Pressesprecher der DGN. Die Studie zeigte auch ganz klar einen linearen, quasi „dosisabhängigen“ Effekt: Je mehr der fünf gesunden Lebensstilfaktoren umgesetzt wurden, desto höher der Effekt. „Es lohnt sich also, an allen Faktoren zu arbeiten und man hat keine Veranlassung aufzugeben, weil man weiß, dass man die eine oder andere Angewohnheit nicht ändern kann. Es bleiben dann immer noch 3 oder 4 andere ‚Stellschrauben‘, mit denen man an seiner Lebenserwartung drehen kann.“

Zudem wird auch die Bedeutung des geistigen Trainings hervorgehoben, besonders die soziale Interaktion. „Wir müssen nicht nur unseren Körper, sondern auch den Geist fordern und trainieren – physisches und geistiges Training sind wichtig für die Hirngesundheit“, lautet das Fazit von Prof. Diener und DGN-Generalsekretär Prof. Peter Berlit.

Quelle: Pressemitteilung der Deutschen Gesellschaft für Neurologie, 17.05.2022, abrufbar unter <https://dgn.org/presse/pressemitteilungen/alzheimer-praevention-ein-gesunder-aktiver-lebensstil-zahlt-sich-nicht-nur-im-hinblick-auf-die-lebenserwartung-aus/>
Originalstudie einsehbar unter: <https://www.bmj.com/content/377/bmj-2021-068390>.

Lässt eine höhere Stimme Frauen jünger wirken?

Eine Studie der Universität Wien untersucht den Einfluss der Stimmlage auf die Bewertung weiblicher Gesichter

Eine Forschungsgruppe aus PsychologInnen und BiologInnen rund um Christina Krump Holz und Helmut Leder von der Universität Wien führte eine Studie durch, um der Frage nachzugehen, ob die Stimmhöhe beeinflussen kann, wie weibliche Gesichter bewertet werden. Fazit der Studie ist: Eine höhere Frauenstimme beeinflusst tatsächlich, wie das dazugehörige Gesicht bewertet wird – jedoch nur bei bestimmten sozialen Bewertungen. Höhere Stimmlagen lassen weibliche Gesichter den Forschungsergebnissen nach zwar jünger wirken, jedoch nicht attraktiver, weiblicher oder gesünder. Die Studie wurde in der Fachzeitschrift *Frontiers in Psychology* veröffentlicht.

Während der Fokus der Attraktivitätsforschung früher vor allem beim visuellen Sinn lag, wurden nach und nach auch weitere Eigenschaften wie beispielsweise die Stimme oder der Geruch berücksichtigt. In früheren Experimenten wurde eine höhere Frauenstimme als attraktiver, jünger, weiblicher und gesünder bewertet.

In der vorliegenden Studie wurden die TeilnehmerInnen gebeten, Videos von weiblichen Gesichtern nach den Kriterien Attraktivität, Alter, Weiblichkeit und Gesundheit zu bewerten. Dabei sahen die StudienteilnehmerInnen jedes Video zweimal, mit veränderter Stimmhöhe. Den Ergebnissen nach zu folgen, führte die höhere Stimmlage dazu, dass die Gesichter für jünger gehalten wurden. Abgesehen vom Alter schien die Stimmhöhe jedoch bei den anderen Kriterien keine entscheidende Rolle in der Bewertung zu spielen. Dieses Ergebnis – vor allem die Tatsache, dass die Audioaufnahmen höherer Frauenstimmen nicht attraktiver bewertet wurden als tieferer Stimmen – kam für die ForscherInnen überraschend und könnte ein Hinweis darauf sein, bestehende evolutionspsychologische Konzepte überdenken zu müssen. Das ForscherInnenteam wird weiter untersuchen, welche Rolle verschiedene Sinne und ihre Eigenschaften für unsere Wahrnehmung von Attraktivität spielen.

Quelle: Pressemitteilung der Universität Wien vom 20.07.2022, abrufbar unter <https://medienportal.univie.ac.at/media/aktuelle-pressemeldungen/detailansicht/artikel/hoehere-stimmlage-laesst-weibliche-gesichter-juenger-wirken/>

Die Originalpublikation ist einsehbar unter: <https://www.frontiersin.org/articles/10.3389/fpsyg.2022.911854/full>.